

Verlorenes Schaf, verlorene Drachme: Lk. 15, 1-10

Einleitung:

Letzte Woche haben wir uns mit dem Doppelgleichnis vom Turmbau und vom Krieg befasst. Solche Doppelungen sind eine Spezialität des Lukasevangeliums – ziemlich oft treten darin Paare auf. Im Doppelgleichnis, das wir heute hören, geht es um einen wohlhabenden Hirten und eine arme Frau.

Predigttext:

1 Alle Zöllner und Sünder suchten seine Nähe, um ihm zuzuhören. 2 Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten: Der nimmt Sünder auf und isst mit ihnen.

3 Er aber erzählte ihnen das folgende Gleichnis:

4 Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines von ihnen verliert, lässt nicht die neunundneunzig in der Wüste zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? 5 Und wenn er es findet, nimmt er es voller Freude auf seine Schultern 6 und geht nach Hause, ruft die Freunde und die Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir, denn ich habe mein verlorenes Schaf gefunden.

7 Ich sage euch: So wird man sich auch im Himmel mehr freuen über einen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die keiner Umkehr bedürfen.

8 Oder welche Frau, die zehn Drachmen besitzt und eine davon verloren hat, zündet nicht ein Licht an, kehrt das Haus und sucht eifrig, bis sie sie findet? 9 Und wenn sie sie gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und sagt: Freut euch mit mir, denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.

10 So, sage ich euch, wird man sich freuen im Beisein der Engel Gottes über einen Sünder, der umkehrt.

Predigt:

Ein Kind – ein Bub war's, wie könnte es anders sein – hat über die Frau im Gleichnis gesagt, dass sie sehr dumm gewesen sein müsse, weil sich doch für die Bewirtung ihrer Nachbarinnen mehr Geld ausgegeben habe als die Drachme, die sie da wieder gefunden hat.

Das ist natürlich eine freche Bemerkung – und sie hält auch einer sozialgeschichtlichen Betrachtung des Gleichnisses nicht wirklich stand. Eine Drachme entspricht zur Zeit Jesu dem Verdienst eines männlichen Tagelöhners, eine Frau verdient weniger als die Hälfte.

Vermutlich hat die Frau das Geld mühsam erwirtschaftet und ist dringend darauf angewiesen. Die zehn Drachmen sind offenbar ihr ganzer Besitz. Eine Drachme reicht gerade mal, um Nahrungsmittel für zwei Tage einzukaufen. Kein Wunder, macht sich die Frau auf die Suche.

Das Haus, in dem sie wohnt, ist fensterlos. Einzig durch die Tür dringt etwas Licht in den Raum. Darum zündet die Frau eine Lampe an. Der Fussboden besteht aus festgestampftem Lehm, das Geldstück klimpert also, wenn es darauf fällt.

Die Form des Geldstücks ist oval, es kann also nicht weit gerollt sein. Das erleichtert die Suche. Die Frau nimmt einen Palmwedel und wischt den Boden, bis sie das Geldstück findet.

Sie ist, natürlich, erleichtert, sie geht rüber zu den Nachbarinnen und erzählt von Glück. Ein Festessen liegt nicht drin, das würde tatsächlich mehr als eine Drachme kosten, aber die Freundinnen treffen sich zu einem spontanen Fest, zum Schwatzen, Lachen, Singen. Vielleicht bringt die eine oder andere etwas zu Essen mit. (Schottroff, Eckey)

Das erste Gleichnis – das vom verlorenen Schaf – endet nach erfolgreicher Suchaktion in einem Männerfest unter Freunden. Der Hirte ist im Gegensatz zur Frau relativ wohlhabend.

Man hat in der Forschung schon viel darüber nachgedacht, wie der Hirte es verantworten kann, eine ganze Herde allein in der Steppe zurückzulassen. – Die Frage erinnert an die Bemerkung des Jungen, die ich eingangs erwähnt habe: Es sei doch unvernünftig, das gefundene Geld sogleich wieder in einem Fest verjubeln.

Trotz aller vorher erwähnten sozialgeschichtlichen Einwände hat der Bub vielleicht doch etwas Richtiges gesehen. Die Freude über etwas Verlorenes, das man wiederfindet, ist oft viel grösser, als man es rein rational erwarten würde. Die Freude hat etwas Überschwängliches, Ekstatisches.

Diese Beobachtung hat schon Leonard Ragaz angestellt, der grosse Schweizer Theologe und Mitbegründer der religiös-sozialen Bewegung, auf dessen wunderbares Gleichnisbuch ich in meinen Predigten immer wieder Bezug nehme.

Ragaz schreibt über den Hirt und die Frau:

„Was beide treibt, ist nicht bloss das materielle Interesse, obschon dieses natürlich auch dabei ist. Nein, es ist wesentlich etwas anderes: die Erregung darüber, dass überhaupt etwas verloren sei, die Unmöglichkeit, das einfach hinzunehmen, der Drang, Verlorenes zu suchen. Die Frau würde das gleiche tun, auch wenn es sich nur um einen Fünfräppler handelte..., und der Hirt, wenn es sich um ein armes krankes Lämmlein ohne materiellen Wert handelte – und dann erst recht!“

Ragaz spricht von einer elementaren, tiefen, gewaltigen Grunderkenntnis und Grundempfindung, dass „die Liebe Einheit will“. Aus dieser Erkenntnis und Empfindung erwächst eine Grundverpflichtung: „Es darf keine Verlorenen geben.“ Diesen Satz wiederholt Ragaz immer wieder, leidenschaftlich und eindringlich. Es darf keine Verlorenen geben, nicht moralisch, nicht sozial, nicht religiös.

Mit den Worten des Predigttextes gesagt: Es darf nicht sein, dass Zöllner und Sünderinnen aus dem gesellschaftlichen Ganzen herausfallen. Darum isst Jesus mit ihnen.

Das Wort „mit“ – griechisch: syn – kommt übrigens auffallend häufig vor in unserem Text. Das ist kein Zufall, vielmehr Ausdruck der von Ragaz erwähnten Grunderkenntnis, –empfindung und –verpflichtung: „Es darf keine Verlorenen geben“.

Ragaz hat schon 1943, dem Jahr, in dem er das Buch schrieb, sehr weitsichtig darauf hingewiesen, dass auch die Natur in diese Empfindung und Verpflichtung eingeschlossen sei:

„Auch die Natur gehört zum Ganzen Gottes. Es soll auch nichts in ihr verlorengelassen werden. Es muss uns jedes ausgerottete Tier, jede ausgerottete Pflanze ein Schmerz sein und eine Schuld, ja sogar jedes ohne Not getötete Tier, jede ohne Not zerstörte Landschaft. Es ist alles Frevel, ist Raub an dem Ganzen der Schöpfung.“

Zurzeit sind einige von uns am Fasten. Das Fasten macht bekanntlich durchsichtig, hellhörig gegen innen. Darum möchte ich einen Aspekt des Verlorenen noch besonders erwähnen: Es gibt auch in unseren Seelen vergessene, verdrängte – eben: verlorene Anteile. Sie ans Bewusstsein zu heben, das, was im Schatten der Seele verborgen ist, ans Licht zu führen – das wäre gleichsam die psychotherapeutische Sichtweise auf diese Gleichnisse vom Verlorenen.

Wo immer wir auf der Suche sind nach dem Verlorenen: in der Tiefe der eigenen Seele oder an den Rändern

der Gesellschaft – wir beteiligen uns an einer Suchaktion universalen Ausmasses.

- Sie wird, könnte man sagen, angeführt vom Messias Jesus, der gesagt hat: „Ich bin gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten.“

- *Zletscht am Änd* aber ist es Gott selber, der auf der Suche ist – gleich jener Frau, die in ihrem Haus einen Groschen sucht, sucht Gott unsere Seelen.

Wir feiern heute Palmsonntag, der Tag, an dem Jesus einzieht in Jerusalem. Es ist Gott selber, der in Gestalt dieses einfachen Menschen auf einem Esel unterwegs ist zu uns, unsere Nähe sucht, auch heute noch.

Am Anfang unserer Lesung heisst es, dass die Zöllner und Sünder Jesu Nähe suchten. Im griechischen Urtext ist es dasselbe Wort (*engizo*), mit dem gesagt wird, dass Jesus sich Jerusalem nähert.

Der weitere Verlauf dieses Annährungsprozesses ist bekannt. Wir besingen ihn in den düsteren Passionsliedern: „O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn, o Haupt zum Spott gebunden mit einer Dornenkron“:

Der menschgewordene Gott wird verhaftet, gefoltert, getötet. Er steigt, heisst es in den alten Bekenntnissen, hinab in die Hölle und hebt alles, auch die finstersten Schatten und dunkelsten Zonen noch, hinein ins ewige Licht.

Gemäss einer alten Legende werden wir Menschenwesen, wenn wir zur Welt kommen, vom Engel des Vergessens geküsst. Dann wissen wir nicht mehr, woher wir kommen. Fortan existieren wir fernab von zuhause, herausgefallen aus der Einheit, „verloren auf des Unwissens dunklen Pfaden“.

Jesu Gleichnisse vom Verlorenen erzählen davon, dass wir nichtsdestotrotz „unverloren“ sind. Wir sind gefunden, immer schon, und wir werden zurückgeführt ins Licht.

Denn der Messias Jesus spricht: „Ich bin gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten“.

Palmsonntag, 1. April 2012

Andreas Fischer